



TILMAN SPRECKELSEN

## Die Nibelungen des 21. Jahrhunderts im Feuilleton

Wenn ich im Folgenden darüber schreibe, welche Rolle das *Nibelungenlied* in der heutigen Zeitungslandschaft spielt, oder, konkret: in den Jahren 2015 bis Herbst 2017 in drei überregionalen deutschen Tageszeitungen, dann verfolge ich damit in gewisser Weise einen problematischen Ansatz. Ich betrachte und beschreibe Aktivitäten, an denen ich mitunter selbst beteiligt bin – als Kollege und Gegenleser der Autoren, als Auftraggeber oder sogar als Urheber von Texten, die ich nun anschließend wiederum begutachte.

Beginnen möchte ich mit einem Text, der um einiges älter ist als die sonst im Folgenden untersuchten. Er ist auch sonst in jeder Hinsicht unterschiedlich – was den Publikationsort, den Grad an Abstraktion, die Stoßrichtung angeht, und auch das journalistische Genre. Es handelt sich um ein Rätsel:

Hätte man nur auf mich gehört! Der HErr vergebe mir meinen Hochmut, aber ich habe es von Anfang an gewusst. Doch ich muß mich bemühen zu berichten, ohne zu richten, denn wer bin ich, dass ich richtete. Im Vergleich mit denen, die dabei waren, kann ich mich wahrscheinlich noch glücklich schätzen, wie ich hier im (mäßig) geheizten Skriptorium sitze und mein (karges) Nachtmahl sicher weiß, denn ich allein bin entkommen, um von dem Unglück zu künden.

So will ich also meine Erinnerungen an die schreckliche Begebenheit und an die ruchlosen Männer niederschreiben, was mir nicht leicht fällt, denn so genau ich mich auch jeder Einzelheit entsinne, so schwer fällt es mir, den Griffel zu führen. Die Gicht plagt mich immer stärker, auch das eine Folge dieser Reise, bei der mich der Schrecklichste von ihnen in den tiefen und kalten Fluß warf. Nur das priesterliche Gewand verhinderte mein Ertrinken, was ich als Zeichen nehme, der HErr werde auch in der letzten großen Flut mich nicht untergehen lassen, war es doch Sein Gewand, das mich, gefüllt mit Luft, vor dem Versinken bewahrte. Doch ihm, dem schrecklichen Einäugigen, will ich es nicht nachtragen, obwohl er freilich die Schuld an meinem Gebrechen trägt. Und er tat es nur, weil ihm ein paar törichte und unkeusche Frauen (er freilich nahm sie für Nixen, eine klägliche Bemäntelung ihrer Blöße) weissagten, nur der Geistliche, also ich,

werde die Fahrt überleben. Sie sind übrigens tatsächlich nicht zurückgekehrt, nicht einer von ihnen. Bei den Heiden seien sie umgekommen, berichtete man, sowohl die Edlen als auch die Dienstleute und die Mannen.

Und ich sitze hier mit meiner Gicht. Nie werde ich diese unselige Fahrt vergessen und nie den unseligen Einäugigen, von dem man sagt, er sei, starker Kämpfer er war, von einer Frau enthauptet worden. Sein Name soll vergessen werden und nicht unsere Bibliothek besudeln, die nur von ehrenhaften Schriften und ehrenhaften Schreibern bewohnt sein soll (der HErr vergebe mir meinen Hochmut).

Soweit das Rätsel – es folgt noch der klassische Nachsatz: „Unter denen, die den Namen des Einäugigen dennoch herausfinden, wird ein Exemplar der Chronik des schrecklichen Ereignisses verlost. Einsendungen nimmt die Redaktion entgegen.“

Der Einsendeschluss ist natürlich längst vorbei, denn der Text stammt bereits aus dem Jahr 1990. Er ist Teil einer Reihe von Rätseln, die regelmäßig in einer Freiburger Literaturzeitschrift namens *Symposion* erschienen sind – gefragt wurde dort etwa nach Andersens Märchen *Die kleine Seejungfrau* oder nach *Effi Briest*, immer aber verlieh der Rätselautor einer Gestalt aus dem gesuchten Werk eine Stimme, ließ sie also selbst erzählen, und das in einem möglichst angemessenen Ton. In diesem Fall wurde eine Gestalt aus dem *Nibelungenlied* auf die Bühne gestellt, die vermutlich selbst den Freunden dieses Textes nicht immer geläufig ist, weil sie tatsächlich eine Randfigur ist. Und wenn selbst diese Enthusiasten den Kaplan, den Hagen von Tronje in die Donau wirft, nicht präsent genug haben, um ihn erraten zu können, um wie viel weniger trifft das dann auf die übrigen Leser dieser Zeitschrift zu, die in einer Auflage von 1500 Stück in der Freiburger Universität, in Kneipen, Cafés und Buchhandlungen auslag? Welche Leser stellte man sich also vor, welche literarische Bildung wurde vorausgesetzt, wer sollte erreicht werden? Ging es darum, an vorhandenes Wissen zu appellieren, den Liebhabern der Mediävistik – in Freiburg traditionell eine durchaus starke Disziplin – zu versichern, dass sie hier, als Leser dieser Zeitschrift, willkommen und am richtigen Platz waren? Oder ging es umgekehrt um eine Art elitäre Abgrenzung – so in etwa: Wer nicht wenigstens sein *Nibelungenlied* parat hat, den wollen wir als Leser\*in unserer Zeitschrift gar nicht haben?

Als im Oktober 2017 in Darmstadt die Preise der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung verliehen wurden, sprach einer der Preisträger, der Feuilletonist Jens Bisky von der *Süddeutschen Zeitung*, in seiner Dankesrede für den Johann-Heinrich-Merck-Preis davon, die „Rezensionen in einer Tageszeitung“ – und das gilt wohl auch für alle anderen Arten von dort publizierten Artikeln – seien „mit einer meist unausgesprochenen Wette verknüpft: Wetten, dass hierin etwas von allgemeinem Interesse steckt, dass es dich etwas angeht und dass man darüber am Frühstückstisch in Alltagssprache vernünftig reden kann, über das vermeintlich Abgelegene wie über das angeblich tausendmal schon Wiederholte? Redaktionen streiten immer darüber, welche Bücher, welche Themen diese Wette wert sind. Aber ohne die Spannung zwischen dem Anspruch auf Allgemeinheit und dem Bewusstsein, zugleich für Kenner, Fangemeinden und Expertenzirkel zu schreiben, fehlte ein belebendes Element.“

Übertragen auf das *Nibelungenlied* oder, größer gefasst, den Nibelungenstoff mit allen seinen Weiterungen, oder, am größten, auf mediävistische Inhalte überhaupt, würde man diese Wette sicherlich eher auf das „vermeintlich Abgelegene“ beziehen als auf das „tausendmal schon Wiederholte“. Das war vielleicht einmal anders, obwohl man daran zweifeln kann, ob man jemals in der deutschen Geschichte eine Zeitungsleserschaft voraussetzen konnte, die in ihrer Gesamtheit bei Namen wie „Gurnemanz“ oder „Schionatolander“ wissend mit der Zunge schnalzt und sich beim Lesen fragt, welcher neue Aspekt denn nun diesem bestens vertrauten Gegenstand abzugewinnen sei.

Tatsache ist aber sicherlich auch, dass wir in den meisten Schulen zusehen können, wie die Beschäftigung mit mittelhochdeutschen Texten abnimmt, dass an Universitäten ein Germanistikstudium immer häufiger ohne tiefe Vertrautheit mit dem *Iwein* absolviert werden kann, dass aber auf der anderen Seite die Zahl derer, die mit dem mittelalterlichen Dekor von „Game of Thrones“ und Ähnlichem zu tun hat, stetig wächst – all das wird derjenige, der die oben beschriebene Wette anbietet, berücksichtigen müssen.

Wie steht es in dieser Hinsicht um den Nibelungenstoff? Eine vorläufige Antwort soll der Blick auf drei überregionale Tageszeitungen liefern: Die *Süddeutsche Zeitung*, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und die *Welt*. Gemeinsam repräsentieren sie 2017 eine Auflage von täglich etwa 700.000 Exemplaren. Geht man optimistisch davon aus, dass ein Exemplar von vier bis fünf Menschen gelesen wird, heißt das, die untersuchten Zeitungen decken etwa 3 Millionen potenzielle Leser ab – „potenziell“ deshalb, weil selbstverständlich nicht jeder, der die Zeitung in die Hand nimmt, sie vom ersten bis zum letzten Artikel durchliest. Und natürlich gibt es Mehrfachleser, also Menschen, die sich mehrere der genannten Zeitungen anschauen, was wiederum die Gesamtzahl der einzelnen Leser in dieser Rechnung verringert.

Am Anfang steht also die Frage, was überhaupt eine Zeitung dazu bringt, über mediävistische Texte im Allgemeinen und das *Nibelungenlied* im Besonderen zu berichten. Generell gilt, dass es für eine mediale Berichterstattung überhaupt zwei Gründe gibt. Der eine ist, dass etwas außerhalb der Zeitung passiert, auf das die Redaktion reagiert. Dieser Fall lässt sich beispielsweise in der klassischen Sportberichterstattung studieren: Da geschieht etwas auf dem Spielfeld, und am nächsten Tag sind die Zeitungen voll davon. Weil aber nicht jeden Tag gespielt wird, kann man auch vom Training berichten, von Pressekonferenzen oder von bevorstehenden Transfers, von Trainerentlassungen, Streitigkeiten in der Kabine und dergleichen mehr.

Auf die Altgermanistik übertragen: Konkrete, zeitlich terminierte Anlässe, über die Zeitungen berichten wie über das Bundesligaspiel am Samstag oder Sonntag, liefert uns die Mediävistik nur selten. Ausnahmen sind etwa Fachkonferenzen wie im Juli 2017 die Tagung der Artusgesellschaft in Würzburg oder ähnliche Veranstaltungen. Ausnahmen können auch Bücher sein, Texteditionen etwa oder Kommentare, aber wenn es sich nicht um Bände wie Jan Wagners *Unmögliche Liebe* handelt, dem Schaulaufen also von knapp siebzig modernen Lyrikern, die Minnelieder nachdichten, braucht es auch da einigen Wagemut auf der Seite der

Redaktion, eine solche Wette einzugehen, immer unter der Fragestellung: Warum berichten wir darüber? Warum jetzt? Und für wen?

Ging es auf dem eben beschriebenen Feld um die Reaktion auf konkrete, von außen gesetzte Ereignisse, ist der andere Anlass für Artikel ungleich schwieriger zu fassen. Er ist die Gesamtheit von Themen, die eine Redaktion selbst setzt. Naturgemäß bereitet die Arbeit an solchen Themen die größere Freude, aber ebenso gilt, dass die Überzeugungsarbeit dafür, dass es sich lohnt, diese Wette einzugehen, hier eben auch besonders groß ist, weil man sich nicht auf irgendeine äußere Notwendigkeit berufen kann. Wenn ein Redakteur über *Diu Crône* schreiben möchte, einzig weil er das Werk gerade für sich entdeckt hat, heißt das nicht, dass seinen Kollegen das sofort einleuchtet. Auf der anderen Seite wissen die Kollegen natürlich auch, dass solche Themen für den Leser nicht erwartbar sind, was wiederum in gewisser Weise auch für sie spricht. Denn niemand wünscht sich eine Zeitung, in der jedes Thema zwar wichtig, aktuell und relevant ist, dafür aber auch im Spektrum der übrigen Zeitungen zum Verwechseln ähnlich.

Was also kann man finden, wenn man im Herbst 2017 in einer Zeitungsdatenbank ‚Nibelungen‘ eingibt und den Suchbereich auf die Zeit zurück bis zum 1. Januar 2015 eingrenzt? Der mit Abstand häufigste Treffer-Komplex ist die ‚Nibelungentreue‘. Das ist eine vergleichsweise junge Erscheinung. Im Wörterbuch der Brüder Grimm, Band 13, Buchstabe N bis Quurren, erschienen 1889, kommt sehr wohl der Eintrag „Nibelung“ vor, sogar in zwei Bedeutungen mit unterschiedlichen Geschlechtern: einmal, als Femininum, im Sinne von „Nebelung“, also als meteorologisches Phänomen, zum anderen maskulin als „alter mythischer manns- und geschlechtsname“; es folgen noch Hinweise auf den Nibelungenhort und den Nibelungenvers – aber die Nibelungentreue findet dort nicht statt.

Das ist kein Wunder. Erstmals öffentlich gebraucht wurde der Begriff am 29. März 1909 im deutschen Reichstag von Reichskanzler Bernhard Fürst von Bülow, der damit die Natur der Allianz des deutschen Reichs mit Österreich-Ungarn beschrieb. Ob das eine gute Idee war, semantisch wie politisch, wird man aus heutiger Sicht bezweifeln. Folgenreich war

das Prägen dieser Formel dagegen schon, was sich unter anderem in den Zeitungen gut verfolgen lässt.

Da ist etwa am 30. August 2016 im politischen Teil der *FAZ* ein Artikel des damaligen Afrikakorrespondenten Thomas Scheen erschienen, überschrieben mit „Der ANC und die Lust am Untergang“, ein Titel also, der bereits auf das Sprachbild vorbereitet, auf das dann alles zusteuert. Scheen schildert die Verhältnisse innerhalb des südafrikanischen ANC, des *African National Congress*, der seinen Worten zufolge von internen Querelen und Intrigen erschüttert wird. Man mag auch darin Parallelen zu den Nibelungen erkennen – eine mächtige Gemeinschaft zerlegt sich durch Streitigkeiten untereinander selbst und führt so ohne Not den eigenen Untergang herbei –, aber das hätte dann zwar mit Nibelungen, nichts aber mit Nibelungentreue zu tun. Die folgt erst einige Absätze später, dann nämlich, wenn Scheen auf die Satelliten zu sprechen kommt, die den ANC umgeben und traditionell mit ihm verbunden waren, darunter die Kommunistische Partei des Landes, die sich nun gegen den ANC wandte:

Südafrika wird von einer Dreierkoalition aus ANC, den Kommunisten und dem Dachverband der Gewerkschaften, Cosatu, regiert. Cosatu ist die Nibelungentreue zum ANC [...] bereits teuer zu stehen gekommen. Die größte Einzelgewerkschaft des Verbands, die der Bergarbeiter, ist nach dem Massaker von Marikana im Jahr 2012, bei dem mehr als 40 streikende Bergarbeiter von der Polizei erschossen worden waren, auf dem Weg in die Bedeutungslosigkeit. Die Kommunistische Partei will ein ähnliches Schicksal offenbar vermeiden.

Nibelungentreue, so wird es hier deutlich, kostet eben, sie kommt „teuer zu stehen“, mehr noch: wer an ihr festhält, wird mit in den Untergang – hier: „die Bedeutungslosigkeit“ – hineingezogen.

Warum aber hält einer fest an einem anderen und nimmt dafür den eigenen Absturz in Kauf? Dafür gibt es, grob gesagt, drei Erklärungen, die in unterschiedlicher Weise bemüht werden, wenn es um ‚Nibelungentreue‘ geht. Entweder ist der Betreffende übertrieben redlich, loyal also entgegen seinen eigenen Interessen und – wenn er der falschen Sache treu ist – auch entgegen den Interessen der Wähler und des Gemeinwesens, obwohl er es eigentlich besser weiß. Oder er ist, im Gegenteil,

korrupt und gerissen und sieht im demonstrativen Schulterschluss mit einem anderen trotz oder gerade wegen dessen prekärer Lage Vorteile für sich selbst. Oder, drittens, er erkennt die Zeichen der Zeit nicht: Was ihm selbst als ‚Treue‘ erscheint, ist für Außenstehende und vielleicht auch dann später im Urteil der Geschichte eben ‚Nibelungentreue‘.

Für alle drei Fälle lassen sich Beispiele im genannten Zeitraum finden. In der *Süddeutschen Zeitung* vom 23. Juni 2016 wird etwa unter der Überschrift „Versuchslabor des Sehens“ eine Ausstellung im Folkwang-Museum zum Werk des Fotografen Peter Keetman besprochen. Dessen künstlerischer Ansatz, heißt es im Artikel, sei inzwischen aus der Mode gekommen und bisher noch nicht wiederentdeckt worden. Daher sei „die Essener Ausstellung anlässlich Keetmans 100. Geburtstag [...] die erste größere Werkschau seit 20 Jahren und wäre ohne die Nibelungentreue des Sammlers F. C. Gundlach zu Keetman wohl mehr als nur eine Spur bescheidener ausgefallen.“ Hier – so kann man sich das deuten – ist die kostspielige „Nibelungentreue“ zurecht geübt worden, sie kommt dann später uns, den Betrachtern, zugute.

Besonders im Bereich der politischen Berichterstattung wird allerdings ‚Nibelungentreue‘ gern verwendet, um geistige Unbeweglichkeit angesichts einer veränderten Lage zu kennzeichnen – der Nibelunge als Gegenpol zum Realpolitiker. So hieß es in der *SZ* am 02.04.2016, „die Verhandlungen der Mainzer FDP über eine Ampel“ zeigten, „dass es vorbei ist mit der Nibelungentreue der Liberalen zur Union“. Über einen österreichischen ÖVP-Politiker schreibt dieselbe Zeitung am 20. Januar 2016, dieser habe schon früher „Nibelungentreue zur Parteilinie mit mangelnder Intelligenz“ gleichgesetzt. Flexibilität ist auch in Geschäftsbeziehungen der Nibelungentreue entgegengesetzt, etwa in einem Bericht über private Firmen, die Cyberkriminalität bekämpfen und sich dabei, wie die *FAZ* am 14. Juli 2017 schrieb, „Nibelungentreue zu ihren Auftraggebern“ nicht leisten könnten, da sich deren Computerviren auch auf den Servern anderer Kunden wiederfinden könnten. So vernünftig jemand also handelt, der seine Loyalität ständig hinterfragt, so unvernünftig ist es in dieser Lesart, trotz einer sich abzeichnenden veränderten Lage an einmal geschmiedeten Bündnissen festzuhalten – vor allem dann,

wenn sich herausstellt, dass der Partner eine moralisch unhaltbare Position vertritt und damit gerade gescheitert ist: Die Rezension eines in Basel aufgeführten Theaterstücks, dessen Handlung im Mai 1945 spielt, spricht etwa von einer NS-hörigen Protagonistin, die sich angesichts der deutschen Niederlage „durch Nibelungentreue und Schweigen“ schuldig mache, während sich andere erheblich geschmeidiger zeigten (*FAZ* vom 25. März 2017). Das macht auch vor dem Sport nicht halt: „In Nibelungentreue wird zu Michel Platini gehalten“, heißt es in der *FAZ* vom 4. Mai 2016, „obwohl der Franzose vom Weltverband FIFA wegen ethischer Verstöße für sechs Jahre als Funktionär gesperrt wurde“, und hier scheint das Sprachbild am Platz zu sein. Kurios wird die Sache aber immer dann, wenn das Bild bemüht wird, um sich nicht ganz entscheiden zu müssen, welche der drei Bedeutungen damit verbunden ist – meist läuft das dann darauf hinaus, dass „Nibelungen“ zur Verstärkung eingesetzt wird: Es gibt die normale Treue und es gibt die unerschütterliche, eben die der Nibelungen.

Ein letztes Beispiel, diesmal für den Vorwurf der ‚Nibelungentreue‘ aus Dummheit oder Naivität. Hier ging es um den damaligen sachsen-anhaltinischen Landtagspräsidenten Hardy Peter Güssau, dem aus den Reihen seiner Koalitionspartner vorgeworfen wurde, er stehe „fast nibelungentreu“ zu Politikern, denen Wahlfälschung vorgeworfen worden war (*FAZ* vom 6. August 2016) – wenige Tage später trat Güssau zurück. Der so begründete Vorwurf ist rhetorisch interessant, weil er impliziert, dass Güssau ohne Not eine Sache verteidige, die ihm dadurch selbst schade.

Insgesamt wird jedenfalls die Metapher vielfach und durchaus widersprüchlich verwendet, und sie ist bei weitem die häufigste Form der Erwähnung des mittelhochdeutschen Epos in der aktuellen Presselandschaft. Sie benötigt keinen besonderen Anlass und hat sich längst aus dem Kontext gelöst, dem sie entstammt.

Etwas näher zum Epos ist der Bereich der Adaptionen angesiedelt, dem sich die Zeitung ebenfalls widmen, wenn auch meist anlassbezogen und daher punktuell. Allen voran sind hier die Berichte von den Nibelungenfestspielen in Worms zu nennen. Das betrifft nicht nur die jeweiligen



Aufführungen, die mal wohlwollend, mal kritisch besprochen werden, wobei allerdings nur sehr selten das mittelhochdeutsche *Nibelungenlied* zum Vergleich mit dem modernen Stück herangezogen wird. Es betrifft auch, meist auf Meldungsebene, die Personalien, die damit zusammenhängen: Wer verantwortet das Festival als Intendant, wer führt Regie, wer schreibt das Stück, wer spielt mit – all das findet seinen Weg in die Zeitungen. Zudem dienen die Aufführungen zum Anlass für Reportagen aus der Stadt Worms und zur damit verbundenen Klärung der Frage, was denn am Ort der Nibelungenfestspiele noch an das namensgebende Epos erinnere – der Befund ist naturgemäß ernüchternd.

Andere Adaptionen, über die berichtet wird, sind etwa ein offenbar völlig verunglückter Theaterabend in Hamburg, ein, wenn man dem Rezensenten glauben darf, „Textpotpourri aus Wagner, Hebbel, *Nibelungenlied* und Selbstgemachtem“ (SZ vom 23. Januar 2015), außerdem Erinnerungen an Fritz Langs Nibelungenfilm aus Anlass des UFA-Jubiläums, ein Skript von Bernd Eichinger zu einer geplanten Nibelungenverfilmung oder die Auseinandersetzung mit Ulrike Draesners Buch *Nibelungen. Heimsuchung*. In diesem Zusammenhang findet auch der Verkauf der Originalillustrationen von Otto Czeschka Erwähnung, die um die Wende zum 20. Jahrhundert für eine Adaption für junge Leser angefertigt worden sind und für eine horrend Summe versteigert wurden. Berichtet wird über Studien, die das *Nibelungenlied* interpretieren, etwa Jan Philipp Reemtsmas Auseinandersetzung mit dem Text im Rahmen seiner gesammelten Schriften zur Literatur oder einer historischen Untersuchung, die in Richard Löwenherz ein Vorbild für den Siegfried des mittelhochdeutschen Epos findet, so dass der Text zum Schlüsselroman avanciert. Neben bereits vorliegenden Adaptionen gibt es auch Ankündigungen: Felicitas Hoppes produktive Beschäftigung mit dem Nibelungenstoff, die bisher nur in Werkstattgesprächen und Vorlesungen der Autorin sichtbar geworden ist, findet ebenso Niederschlag in den Zeitungen wie eine aparte Äußerung des Filmproduzenten Martin Moszkowicz. Der sagt in einem Interview, in dem er eigentlich zu *Fack ju Göte*, Teil 3, befragt wird, seine Firma arbeite an einer „Großproduktion über Hagen von Tronje – den bisher unterschätzten Bösewicht der Nibelungensage (SZ vom

20.10.2017). Daraus soll eine sechsteilige Serie und ein Kinofilm entstehen, nach dem Vorbild von *Das Boot*. Und zwar für den internationalen Markt.

Aber wovon sprechen Zeitungen, wenn sie nicht metaphorisch, nicht über Adaptionen, sondern unmittelbar vom *Nibelungenlied* sprechen? Unter der Überschrift „Treu doof“ steuerte der *Welt*-Feuilletonist Lucas Wiegmann seine Sicht auf das *Nibelungenlied* am 08.09.2017 in einer Sommerserie namens „Denkmalsturz“ bei. Es ist der ausführlichste Artikel zum *Nibelungenlied* selbst im genannten Zeitraum. Eingeleitet wird diese Serie mit den Worten „Es ist Sommer, wir haben nichts zu tun und wissen nicht, wohin mit unseren Aggressionen“, was immerhin eine kurzweilige Lektüre erwarten ließe. Der Text allerdings, der dann folgt, arbeitet sich mühsam am Offensichtlichen ab: Blut fließt im Übermaß, stellt der Autor fest, dann ist im Lied wieder zu viel von der Kleidung der Damen die Rede, literarisch taugt es auch nicht viel, weil es so schrecklich uneinheitlich ist, kurz: „So richtig gerecht geworden ist man dem Werk nur in jenen gut 250 Jahren, in denen es vergessen war.“ Man könnte es auch so formulieren: Wir zerren das *Nibelungenlied* ans Licht, um es danach umso entschiedener dem Mülleimer der Literaturgeschichte zu überantworten.

Natürlich muss man dabei das Genre der Polemik in Rechnung stellen, das nicht notwendig auf eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Gegenstand abzielt. Allein mit seiner Sicht ist Wiegmann allerdings nicht. Dass etwas an diesem Werk verdächtig ist, durchzieht als Unterströmung eine Reihe von Texten, die sich dem Epos widmen oder es als Referenz nutzen. So wird – ebenfalls in der *Welt* – der amerikanische Schönheitschirurg Jason Diamond porträtiert, über den die Reporterin schreibt: „Er ist ein hochgewachsener Mann mit geraden Gesichtszügen, man würde ihm gern einen alten guten Namen aus dem *Nibelungenlied* verpassen“ (15. September 2017). Symptomatisch ist der Bericht über einen Trierer NPD-Politiker, der im Spiegel vom 3. September 2016 erschienen ist – wir verlassen also für einen Moment das Terrain der Tageszeitungen. Jener Safet Babic, der Sohn bosnischer Gastarbeiter, erzählte der Journalistin seinen Werdegang. Er wuchs in Hanau auf, kam

als halbes Kind mit dem Gedankengut der Rechtsradikalen in Berührung, durch Begegnungen und vor allem durch Publikationen. In dem Artikel heißt es:

Mit 14 ging er anders durch die Straßen von Hanau. Er sah, was er gelesen hatte. Er sah Leute mit dunkler Haut. [...] Sie waren anders als er. Er las im *Nibelungenlied*. An der Stelle, an der Volker von Alzey im Kampf gegen die Hunnen Hagen von Tronje treu zur Seite steht, musste er weinen.

Was hier vom *Nibelungenlied* übrig bleibt, ist allein das scharfe Schwert, das die Krieger aus dem Westen gegen die Völkerscharen aus dem Osten einsetzen, und für die Reporterin scheint die Lektüre ein weiterer Schritt zu sein, um im Gemüt des NPD-Sympathisanten ein fremdenfeindliches Weltbild zu festigen, mehr noch: um aus dem *Nibelungenlied* den Impuls für Aktionen zu empfangen, die diesem Weltbild entsprechen.

Die Nibelungen werden einem jedenfalls nicht geheurer durch das, was man in den Zeitungen über sie liest. Einen Höhepunkt bildet noch ein Bericht zu einem Sachverhalt, für den die Nibelungen nichts können: Es geht darin um Gruppen, die sich am Rande von Fußballspielen zu Schlägereien verabreden:

Die größte Spielwiese der rechten deutschen Kampfsportszene ist der ‚Kampf der Nibelungen‘, der von militanten Angehörigen der rechten Szene unter größter Geheimhaltung organisiert wird. 2016 fand die Veranstaltung zum vierten Mal statt – in einem Kurort im nordrhein-westfälischen Teil der Eifel. Die Polizei beobachtet das Treiben seit langem und hält die Nibelungen-Kämpfe für eine mehr oder weniger hermetische Veranstaltung der extremen Rechten.

(SZ vom 17. November 2016)

Vielleicht ist das ein Punkt, an dem man ansetzen müsste. Vielleicht braucht es – in den Schulen, an den Universitäten, in den Medien – wieder den Impuls, das *Nibelungenlied* in einer Weise zu betrachten, die keine Klischees bedient und nicht schon vor der Lektüre weiß, was darin steht. Die danach fragt, welche Möglichkeiten der kulturellen Adaption jenseits der tradierten im *Nibelungenlied* stecken, die, um noch einmal Jens Biskys Bild von der Wette mit dem Leser zu bemühen, versucht, uns auf einem Terrain zu überraschen, auf dem wir glauben, zuhause zu sein.

Grund genug jedenfalls, neuerlich die Frage zu stellen, die am Anfang an das literarische Rätsel in der Freiburger Studentenzeitschrift gerichtet wurde: Wieso das *Nibelungenlied*, wieso die Randfigur des Kaplans, an welche Leserin, welchen Leser richtet man sich, wenn man aktualisierend auf das „alte maere“ zurückgreift?

Eine Antwort könnte der zweite, bedeutend kürzere Text geben, den ich auf meiner Suche nach Artikeln, die sich mit dem *Nibelungenlied* selbst beschäftigen, gefunden habe. Es sind im erwähnten Zeitraum tatsächlich nur zwei, und während der bereits vorgestellte im Kontext einer Serie steht, die sich dem Denkmalsturz verschrieben hat, entstammt der andere einer Idee der Feuilletonredaktion der *Süddeutschen Zeitung*. Zum Jahresende 2015 versammelte sie unter dem Titel „Post aus der Zukunft“ neun kurze Texte, die literarische Vorhersagen nachzeichnen, von Homers Seherin Cassandra über Shakespeare, Bulgakow und Graham Greene bis hin zu Harry Potter (SZ vom 31. Dezember 2015). Eine von ihnen ist mit „Die Nibelungen auf dem Weg in den Tod“ überschrieben, er stammt von Lothar Müller und geht wie folgt:

Es ist eine heikle Stelle. Der Mord an Siegfried liegt lange zurück, Kriemhild, die auf Rache sinnt, ist schon seit geraumer Zeit Gemahlin des Hunnenkönigs Etzel. Von Worms am Rhein kommend, sind die Nibelungen auf dem Weg zum Hof Etzels an der Donau angelangt. Sie ist über die Ufer getreten, die Strömung sehr stark. Ausgerechnet Hagen von Tronje, der davor gewarnt hat, die Einladung Etzels anzunehmen, soll dafür sorgen, dass es weitergeht. Auf der Suche nach einem Fährmann trifft er auf badende Wasserfrauen. Als er ihre Kleider an sich nimmt, enthüllen sie ihm, wie die Fahrt zum Hunnenhof ausgehen wird. ‚Ihr könnt gut in Etzels Land reiten‘, sagt die eine, verspricht großen Ruhm, und Hagen glaubt ihr. Weil die Wasserfrauen wie Vögel auf den Wellen schweben, ist er von ihrer Wahrsagefähigkeit überzeugt.

Aber kaum hat er die Kleider zurückgegeben, dementiert die zweite weise Frau die Prophezeiung der ersten und rät zur Umkehr: ‚Ihr seid in Etzels Land geladen, um dort den Tod zu finden.‘ Überbringer dieser Kunde will Hagen nicht sein. Er setzt die Suche nach dem Fährmann fort, findet ihn, erschlägt ihn im Streit – und damit ist das Boot da, in dem die Nibelungen ans andere Ufer gelangen. Die Zweideutigkeit der Wahrsagung aber geht in der Donau unter. Da sie die Auskunft enthielt, keiner außer dem Kaplan des Königs werde überleben, hat Hagen den Kaplan ins Wasser geworfen. Es ist kein gutes Zeichen, dass er, obwohl Nichtschwimmer, das Ufer erreicht und an den Rhein zurückkehrt. Hagen zerstört das

Boot - es wird keine Rückkehr geben. So entsteht, was später Nibelungentreue heißen sollte: Treue zum eigenen Schicksal.

Der Text ist bemerkenswert, seine Ruhe, seine Informationsdichte, die den Laien mitnimmt und den Experten nicht langweilt, vor allem aber die Perspektive, die von einer randständigen, das heißt hier: weniger im kollektiven Bewusstsein verankerten Szene aus ein Schlaglicht auf das gesamte Epos wirft und sogar noch an das bekannte Wortbild, die ‚Nibelungentreue‘, anknüpft, um sie in ungewohnter Weise auszulegen. Eine Beschäftigung mit dem Nibelungenstoff könnte jedenfalls von hier ausgehen. Und dabei mit einer Menge kruder Vorstellungen aufräumen, die sich um den Text ranken.